

Material dienst

Inhalt

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“

Kontinuität und Wandel in der Johannischen Kirche

In Joseph Weißenberg ist Christus wiedergekommen als Heiliger Geist

Nach dem „Heimgang“ des Meisters

Leserumfrage und Redaktion des «Materialdienstes»

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

THEOSOPHIE

Theosophisches „Universalgebet“

BUDDHISMUS

Tagungen

«Bodhi Baum» – eine neue buddhistische Zeitschrift

Was ist Buddhismus?

Der Tempel der Kalmücken in München

BEOBACHTUNGEN

„300 000 Besuche für mich selbst,
140 Besuche für Gott“

Aus der
Evangelischen Zentralstelle
für Weltanschauungsfragen
der EKD



24

39. Jahrgang
15. Dezember 1976

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ Kontinuität und Wandel in der Johannischen Kirche

Im vergangenen Sommer feierte die «Johannische Kirche» ihr *50jähriges Bestehen*. „Diese Kirche ist ein Aufbauwerk Gottes“, hieß es da. „Für uns bedeutet Gottesdienst auch Dienst am Nächsten. In der Johannischen Kirche ist religiöses und soziales Wirken eine untrennbare Einheit . . . Wir überzeugen die Menschen, mit denen wir zu tun haben, durch unser Handeln.“ Und viele lassen sich tatsächlich überzeugen, daß hier Glaubensernst und Menschenliebe beeindruckend gelebt werden.

Vor fünfzig Jahren war die Situation eine ganz andere. Die Öffentlichkeit verhielt sich durchaus skeptisch. Das Verhältnis zur Evangelischen Kirche war außerordentlich gespannt. Denn der Gründer, *Joseph Weißenberg* (1855–1941), hatte eine „Endreformation“ der Kirche im Auge gehabt. Deshalb hatte er sich mit seinen Anhängern zunächst nicht aus der Volkskirche zurückgezogen, sondern wollte in die Gemeinden hineinwirken. Leidenschaftlich bekämpfte er die liberalen Theologen, „diese modernen Baalspaffen, . . . die da sagen, die Bibel sei ein Märchenbuch, Christus sei ein Mensch wie wir, der Mensch stamme vom Affen ab und alles sei Natur“, wie er in seinem Schreiben an den Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1909 formuliert hatte. Als seine Anhänger versuchten, über die Kirchengemeinderatswahlen einen stärkeren Einfluß in den Ortskirchen zu bekommen, führte dies in Wittenberg und Forst/Lausitz zu ihrer Exkommunikation. Der Grund war freilich nicht nur eine unterschiedliche Auffassung von biblischer Lehre und christlicher Kirche, vielmehr kämpften die Weißenbergianer zugleich auch um ihre eigene besondere Bibelauslegung und um neue, sehr eigenwillige Glaubensformen. Es ging um „Glaubensheilung“ und „Kurfuscherei“, um „Spiritismus“ in der Kirche und um die Vergöttlichung eines Menschen.

Die bisherige Geschichte dieser Glaubensgemeinschaft, die von ihren ersten Anfängen an gerechnet mehr als siebenzig Jahre umspannt, weist zwei sehr verschiedene Epochen auf, die durch ein zehnjähriges Intervall – die zwangsweise Auflösung durch die NS-Behörden 1935–1945 – voneinander getrennt sind. Nicht nur die äußeren Umstände, auch die Gemeinschaft selbst ist in der jeweiligen Epoche eine andere. Und doch hat die «Johannische Kirche» bis heute ihre Kontinuität durchaus bewahrt. Wie ist das möglich? Was blieb? Was wurde anders? Und welche Auswirkungen hat das für die Beurteilung? Diesen Fragen soll anhand eines kurzen geschichtlichen Überblicks nachgegangen werden.

In Joseph Weißenberg ist Christus wiedergekommen als Heiliger Geist

Die *«Evangelisch-Johannische Kirche nach der Offenbarung St. Johannis»*, die Joseph Weißenberg nach seinem Kirchenaustritt am 15. April 1926 gründete, ist primär nicht als die Wiederaufrichtung der „Urkirche“ zu verstehen, obwohl dieser Gedanke bis heute eine große Rolle spielt. Sie ist auch nicht Folge eines besonderen, die neue Bewegung auslösenden Ereignisses. Und die Offenbarung und Verkündigung neuer Wahrheiten ist nicht eigentlich konstituierendes Element. Von Urbeginn an ist sie vielmehr *die Gefolgschaft eines Mannes*, der als vollmächtig erlebt wurde.

Joseph Weißenberg war ein Mann des Volkes. Mit seiner Schirmmütze sah er eher dem Kapitän eines Elbkahnes gleich als dem geistlichen Führer einer religiösen Bewegung. Als Tagelöhnerssohn, gelernter Maurer, dann Gastwirt, gelegentlich auch Kutscher, Bäcker- und Metzgergehilfe, Straßenhändler redete er die Sprache des einfachen Volkes, das in ihm seinen Repräsentanten und Fürsprecher fand gegenüber den höheren Ständen, den herrschenden Gewalten und der Amtskirche. Viele Berichte zeigen, daß Joseph Weißenberg ein stark entwickeltes Selbstbewußtsein hatte. Er fühlte sich als ein Berufener und Gezeichneter: er trug „die Speerstichnarbe Christi an seiner rechten Seite“ und seine Handlinien zeigten in auffallender Deutlichkeit das Kreuzeszeichen. Ohne Zweifel war er eine starke Führerpersönlichkeit: Seine „Heilungen an Leib und Seele“, seine zwar rauhe aber grundgütige Haltung, die ihm schon aus den Augen sprach, machten ihn nicht allein zu einer Vaterfigur, sondern zur Heilands-Gestalt. So fand Weißenberg es offenbar ganz in der Ordnung, wenn seine Anhänger schwärmten: „Du bist unser Heiland, der da wiedergekommen ist zum Gericht“; und das von ihm stammende, häufig zitierte Wort „Ich habe unter meiner Krone niedergelegt: Ich will aus dem Allerschlechtesten etwas Gutes machen“ zeigt, wie unbekümmert er selbst von seinem Wirken sprach.

Joseph Weißenberg war Schlesier (geboren in Fehebeutel, Kreis Striegau); er stammt also aus einem Land, in dem vielfach ungewöhnliche Begabungen auftreten. Auch er war „Gabenträger“ Er hatte zweifellos *mediale Fähigkeiten* Hellsehen, Telepathie, Präkognition sind den Berichten mit Sicherheit zu entnehmen. Er konnte Krankheiten intuitiv erfassen, noch ehe sie ihm geschildert wurden; „er wußte, was im Menschen ist“ Viele seiner Anhänger hielten ihn daher für „allwissend“ Ein Teil seiner Prophezeiungen traf ein; so hatte er 1903 dem Kaiser geschrieben: „Ich sehe Majestät in 15 Jahren Deutschland mit dem Bettelstab verlassen“ Andere Weissagen, wie eine große Hungersnot im Jahre 1925 und der Untergang Englands 1929, erfüllten sich nicht.

Noch wirksamer war die *Gabe der Heilung* durch Handauflegen, die er auch Helfern, die als seine „Werkzeuge“ fungierten, übertragen konnte. Es ist überliefert, daß Weißenberg schon als vierjähriges Kind einen schwerkranken Mann durch Handauflegen geheilt habe. Viele Tausende von Heilungen – auch Fernheilungen – sind bezeugt. Eine 1969 erschienene Broschüre mit dem Titel „Joseph Weißenberg, Zeugnisse seines Wirkens“ ist wie eine Illustration der Textstelle Matth. 11, 5 f konzipiert: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, Aussätzige werden rein, Tote werden erweckt und den Armen wird die Frohe Botschaft gebracht, und selig ist, wer an mir keinen Anstoß nimmt.“

Auffallend ist die Vielfalt der Heilungsformen. Weißenberg hatte sich nicht nur auf die „geistige Heilung“ spezialisiert. Er glaubte, daß Gott auch die Natur zur Heilung bestimmt habe. Als er mit elf Jahren beide Eltern in einer Cholera-Epidemie verloren hatte, wurde er einem Schäfer zur Erziehung übergeben. Es scheint, daß er von diesem in die Naturheilkunde eingeführt wurde mitsamt der dahinterliegenden „spiritualistischen“ Vulgärphilosophie. Jedenfalls verordnete Weißenberg häufig einfache Tees, heiße Kartoffelpackungen und die äußere Anwendung von „weißem Käse“ (Quark). Aber das war nicht das Entscheidende; nach Weißenbergs Überzeugung geschieht Heilung durch göttliche Kraft, mittels Handauflegen und Gebet. Auch war

er sicherlich kein „Heilmagnetiseur“; so lautete nur die amtliche Bezeichnung seines 1903 in Berlin angemeldeten Gewerbes.

Weißenberg hat seine religiösen Anschauungen zu einer Zeit gewonnen, in der sich weite Kreise für die jenseitigen Welten interessierten und sich intensiv mit dem Leben nach dem Tode beschäftigten. Auch gab es damals unzählige spiritistische Zirkel. So reflektierte Weißenberg (der 1904 von der katholischen Kirche in die evangelische Kirche übergetreten war) über die biblische Christus- und Rechtfertigungslehre wenig, obgleich sie bei seinen Predigten immer wieder durchschien; sein Augenmerk war hauptsächlich auf die Lehre vom Menschen als einer *unsterblichen Seele*, die nach dem Tod in die jenseitige Welt unmittelbar weiterschreitet, gerichtet. Das zeigen deutlich die beiden zu den „Glaubensgrundlagen“ der «Johannischen Kirche» gehörenden Niederschriften Weißenbergs – sein Brief aus dem Jahr 1905 und sein Gedicht –, die primär von dem Fortleben der Seele und von der unmittelbaren Auswirkung der irdischen Lebensführung auf ihr weiteres Schicksal im Jenseits handeln. So heißt es im „Gedicht“:

„Es wird die Seele fortbestehen,
wenn wie vom Erdenstaub befreit;
sie wird alsdann hinüber gehen
in jenes Reich der Ewigkeit.

Wie sich der Mensch auf Erden übt,
so lebt die Seel im Jenseits fort.
Wer seinen Nächsten hier nicht liebt,
wird wenig Liebe finden dort.“

Auch die Vorstellung der *Reinkarnation* hat Weißenberg übernommen. Ein Gottesgericht am „Jüngsten Tag“ wird von ihm abgelehnt.

Für Weißenberg und seine Anhänger ist wichtig, daß die jenseitigen Wesen in unsere Welt direkt hineinwirken. Böse Geister bewirken Krankheit. Erlöste Seelen oder Engel treten in den Versammlungen und Gottesdiensten der Weißenbergianer auf und „sprechen über Menschenzungen“, belehren und geben Hinweise. Diese „Geistfreundreden“, bei denen u. a. Pilatus, Luther, Bismarck oder Horst Wessel auftraten, haben ihnen den Vorwurf eingebracht, „Spiritisten“ zu sein. Eine innere Verwandtschaft ist unleugbar, deshalb war Weißenberg sehr darauf aus, sich vom vulgären Spiritismus scharf abzusetzen. Der 1907 eingetragene Verein mit dem bezeichnenden Titel «*Christliche Vereinigung ernster Forscher von Diesseits nach Jenseits – wahre Anhänger der christlichen Kirchen*» wurde von ihm nicht dazu gegründet, spiritistische Sitzungen mit Geisterbefragung durchzuführen. „Spiritismus ist Gott ein Greuel!“, predigte Weißenberg. „Lasse sich niemand von der Heiligen Schrift abbringen und verwirren durch Spiritismus und durch sogenannte Vatermedien“. Jedoch Spiritualismus auf Grund der Heiligen Schrift wird die Menschen im Geist Gott näherbringen. Spiritismus ist schwarzer, finsterner Strom; Spiritualismus ist weißer, lichter Strom.“ (Aus den „Zehn Worten“ J. Weißenbergs).

Die Weißenbergianer fühlten sich einer Gemeinschaft zugehörig, die mit den „Geistfreundreden“ ein ganz neues religiöses Element aufweisen konnte: Sie waren überzeugt, daß die Kirche jetzt, nach fast 2000 Jahren, wieder direkt aus dem Jenseits geleitet werde. Wie entscheidend dies für sie war, zeigt sich an ihrer Überzeugung, daß heute aus Worten ihres „Meisters“ und aus „Predigten aus lichten Höhen“ (Geistfreundreden) ein „*Drittes Testament*“ entstehe, das einmal an die Seite der ersten beiden (biblischen) Testamente gestellt werden müsse (vgl. MD 1975, S. 54 ff). Einzelne Passagen aus Geistfreundreden haben schon jetzt höchste Autorität; so

wurde im Jahr 1947 aufgrund einer solchen Weisung aus dem Jenseits das „Sakrament des Sterbens“ als viertes Sakrament der «Johannischen Kirche» eingeführt. In ihrer ersten Zeit, der Gründungs- und Wachstumsperiode, die, obwohl sie nur knapp neun Jahre dauerte (1926–1935), zu einer starken Ausbreitung führte (insgesamt etwa 400 Gemeinden mit 100 000 Anhängern im weiteren Sinn vor allem in der Mark Brandenburg), trug die «Johannische Kirche» somit die Züge einer sich gegen die Tradition stellenden, in vielem fremdartigen und übertriebenen Sondergemeinschaft. Kein Wunder, daß dies eine Periode harter Auseinandersetzungen war.

Nach dem „Heimgang“ des Meisters

Als nach dem Krieg *Frieda Müller*, die Tochter Weißenbergs, die von ihm schon früh als Amtsnachfolgerin eingesetzt worden war, mit Mut, Tatkraft und großer Umsicht an den Wiederaufbau ging, war die Lage völlig verändert: Die Kirche war zerstört, der Besitz enteignet, die Anhänger verstreut. Vor allem aber war der „Meister“ am 6. März 1941 im Alter von 85 Jahren gestorben. Damit fiel die starke prägende und sammelnde Kraft seiner Person fort. Keiner war in sein Heilungssamt eingetreten; kein überragender Charismatiker konnte ihn ersetzen. Die Folge war, daß in der neuen Ära das „spiritualistische“ Element stark zurücktrat: Die „Geistfreundreden“ wurden selten; der Heilungsdienst nahm die bescheidene, liturgisch gefaßte Form von Jak. 5, 14 f an (siehe MD 1974, S. 123), die Verehrung des „Meisters“ hatte keinen unmittelbaren Gegenstand mehr. Dazu kam, daß die von Weißenberg gegründete „Friedensstadt“ in den Glauer Bergen bei Trebbin ebenfalls verloren war. Sie war für seine Anhänger ein geradezu heilsgeschichtlicher Ort, auf den Offb. 21, 1–4 bezogen wurde. Sie ist bis heute nicht frei zugänglich.

Alles, was einmal anzog, schien der Gemeinschaft nun genommen zu sein. Und doch ist sie heute alles andere als ein epigonenhafter Haufen verschrobener Gläubiger, die sehnsüchtig in die Vergangenheit oder in eine erträumte Zukunft schauen. Woher bekam die Gemeinschaft die Kraft, die neue Situation zu bewältigen?

Im Jahr 1957 wurde das Palais Mendelssohn mit großem Parkgrundstück in Berlin-Grunewald erworben, das dann im Laufe der 60er Jahre zum neuen Kirchenzentrum „St. Michaels-Heim“ ausgebaut wurde. Dies war nur ein sichtbar-symbolischer Ausdruck dessen, was schon zehn Jahre früher geschehen war: Die „Johannes-Christen“ wollten mit Entschiedenheit weiterleben und wollten das *Erbe* antreten, das sie durch das Wirken ihres „Meisters“ empfangen hatten. Als dieses „Erbe“ verstanden sie offensichtlich nicht den „Spiritualismus“ der «Christlichen Vereinigung ernster Forscher von Diesseits nach Jenseits», sonst wären sie zum okkult-esoterischen Zirkel geworden. Sie verstanden dieses Erbe aber auch nicht als den Auftrag zu heilen; dann hätten sie eine Vereinigung geistiger Heiler gebildet. Sie haben ihren Auftrag nicht primär darin erblickt, die Lehren Joseph Weißenbergs zu entfalten, und sie haben sich bewußt dagegen gestraubt, im „Gedächtnis des Meisters“ ihren Hauptzweck zu sehen und einen exzentrischen Weißenberg-Kult aufkommen zu lassen. Das ihnen anvertraute Erbe erkannten sie vielmehr in der Gemeinschaft im Glauben. Diese nannten sie „*Johannische Lebensgemeinschaft*“ und sahen sie symbolisiert in der Gottesstadt der Offenbarung und in deren vorbildlicher Ausgestaltung

durch Weißenberg in der „Friedensstadt“ Dabei soll das Äußere Zeichen für das Innere sein. In einem zur 50-Jahr-Feier erschienenen Prospekt „Die Johannische Kirche – außen und innen“ wird das Selbstverständnis so formuliert: „Die Johannische Kirche ist kein Haus, kein Kirchengebäude, sondern eine Glaubensgemeinschaft. Johannische Kirche, das ist ein Weg und ein Ziel. Auf diesen Weg hat uns Joseph Weißenberg gerufen. . . Diese Johannische Lebensgemeinschaft ist in der Lage, Gegensätze zu überwinden und die Kräfte des Jenseits für die Lösung der alltäglichen Probleme in dieser Welt zu nutzen.“

Nach ihrem eigenen Zeugnis erfahren die Johannes-Christen die „Kraft aus der Höhe“ ständig neu. Das Entscheidende scheint dabei zu sein, daß sie dieses Glaubenserlebnis nicht für sich selbst genießen, sondern konsequent umsetzen in ein Leben für andere. Diese Botschaft Weißenbergs hat also gefruchtet! Die „Werke“, die daraus entstanden sind und entstehen – Altenfürsorge und Krankendienst, Kinderbetreuung und Jugendarbeit, vorbildliche Erholungs- und Tagungsstätten, Nachbarhilfe und ein vielfältiges geselliges und kulturelles Leben –, all dies ist so groß und gibt der kleinen Gemeinschaft eine solche Selbstbestätigung und innere Sicherheit, daß sie, was selten ist bei religiösen Minderheiten, ihren Glauben ganz ungehemmt vertreten kann und eine seltene Offenheit für die Begegnung mit Andersgläubigen zeigt.

Diese Entwicklung muß sehen, wer sich um eine rechte Beurteilung der «Johannischen Kirche» heute bemüht. Was er von seinem eigenen Glaubensstandpunkt her zu sagen hat, das darf den Blick für die Gegebenheiten und ihre Bedeutung nicht trüben und darf eine Entwicklung zum Besseren nicht hemmen oder gar blockieren. Zugleich aber sollte er das Angebot zur Begegnung auch wirklich nützen, indem er nicht allein als freundlicher und bewundernder Besucher zu einer gastfreien Gemeinschaft kommt, sondern indem er als ein *Glaubender* zum Partner wird. Das dann stattfindende Glaubensgespräch wird erste Dinge berühren, denn ein Christ, der sich berufen weiß, das Evangelium Jesu Christi weiterzutragen, wird den Johannes-Christen auch manches zu sagen haben.

Ein zentraler Gesprächspunkt wird zweifellos die „Menschenverehrung“ sein; denn vieles, was in der «Johannischen Kirche» noch heute über den „Meister“ geschrieben wird, ist für den bibelgebundenen Christen nichts anderes als Vergöttlichung eines Menschen. Ein anderer Punkt dürfte der Irrtum sein, als könne ein praktisches Zusammenwirken mit anderen christlichen und kirchlichen Gruppen die grundsätzliche Abkehr vom Glauben der ökumenischen Christenheit, wie sie von der «Johannischen Kirche» ziemlich unbekümmert vollzogen wird (Gottesverständnis, Sakramente, Bibel- und Offenbarungsverständnis), wieder auffangen. Das Bekenntnis zur *einen* Kirche, das auch die „Johannes-Christen“ ablegen, kann nur im Ringen um den einen Glauben seine Gültigkeit bekommen.

Es wären sicherlich noch weitere Gesprächspunkte zu nennen. Daß sie genannt werden können, weil eine ernsthafte Auseinandersetzung in Glaubensfragen hier tatsächlich im Bereich des Möglichen liegt, das haben wir der Führung dieser Glaubensgemeinschaft zu verdanken. Und damit stellt die «Johannische Kirche» heute eine ganz anders gartete Herausforderung an die Kirchen dar als vor fünfzig Jahren.

Hans-Diether Reimer

Leserumfrage und Redaktion des «Materialdienstes»

Je weniger eine Redaktion „in eigener Sache“ zu sagen hat, desto besser. So lautet ein journalistischer Grundsatz. „Hausmitteilungen“ gehören jedenfalls nicht zu unserem Stil. Trotzdem haben die Leser offenbar ein lebendiges, oft sogar engagiertes Verhältnis zum «Materialdienst». Das dokumentiert die Umfrage, über die hier zu berichten ist und die ein überraschendes Echo gefunden hat.

Von den etwa 4400 Beziehern haben 845 geantwortet, also zwanzig Prozent – nach Auskunft der Fachleute eine extrem hohe Zahl. Allen, die sich an der Umfrage beteiligt haben, sei aufrichtig gedankt. Die in ihrer Gesamttendenz sehr eindeutigen, im Detail freilich differenzierten Ergebnisse helfen wesentlich bei dem Bemühen, eine Umgestaltung so vorzunehmen, daß der «Materialdienst» nach wie vor aktuell, informativ und praxisorientiert bleibt.

Der unmittelbare, lebendige Kontakt zwischen dem Blatt und seinen Lesern kommt auch darin zum Ausdruck, daß offenbar die meisten von ihnen – von den Rückantworten 686, also über 80 Prozent – den «Materialdienst» sofort lesen. Er landet also nicht, manche betonen das ausdrücklich, auf dem berüchtigten Berg ungelesener Zeitschriften, der in der illusorischen Hoffnung auf einige ruhige Stunden in einer Schreibtischecke aufgetürmt und alle halbe Jahre schlechten Gewissens weggeräumt wird. Das hat offensichtlich zwei Gründe. Erstens der knappe Umfang und die rasche Erscheinungsfolge: das Heft liest sich schnell, man ist kontinuierlich auf dem laufenden. Zweitens kommt der «Materialdienst» nach Aufmachung und Gehalt wohl doch in etwa dem nahe, was sein Titel sagt: er ist weniger eine Zeitschrift als eine Informations- und Materialquelle. Dabei soll es, das ist die feste Absicht der Redaktion, auch bleiben.

Nachdem aber die Kosten für Herstellung, Vertrieb und Porto so gestiegen sind, daß die vierzehntägliche Erscheinungsweise nur mit einer drastischen Preiserhöhung hätte beibehalten werden können, schien es sinnvoller, auf den monatlichen Rhythmus überzugehen und dafür den Umfang der einzelnen Hefte zu erweitern. *Ab 1 Januar 1977 wird der «Materialdienst» also monatlich zum alten Bezugspreis und mit dem gleichen Volumen pro Jahrgang wie bisher erscheinen.* Wir bitten unsere Leser um Verständnis für diese Umstellung und werden uns bemühen, daß sie weder die Aktualität noch die Übersichtlichkeit der Information beeinträchtigt.

Der «Materialdienst» hat ein großes Plus für seine Objektivität und Aktualität bekommen. 180 Leser notierten, er sei „im allgemeinen eine Fundgrube neuester Nachrichten“ lobten „die knappen, klaren Informationen und „den Versuch, vorurteilsfrei die einzelnen Bewegungen sich selbst darstellen und aussprechen zu lassen“, oder äußerten sich in ähnlicher Weise. Allerdings wird ihm umgekehrt gelegentlich auch „Überheblichkeit in der Wertung“, „theologisch einseitige Stellungnahme“, nämlich eine „liberale“, und sogar „ein leicht ‚linker‘ Zungenschlag“ bescheinigt. Manche Leser vermissen eine deutlichere biblische Begründung etwa in der Argumentation den christlichen Sondergruppen gegenüber. Immer wieder wurde der Wunsch nach mehr Dokumentation und Quellentexten geäußert.

Nun hat die Redaktion in der Tat das Ziel, das Selbstverständnis einer Gruppe, eine neue religiöse Fragestellung oder ein anderes Thema möglichst objektiv und vorurteilslos darzustellen. Darin hat sie ihre erste Aufgabe und darin sieht sie sich durch

das eindeutige Votum der Leser bestätigt. Doch schließt das ja keineswegs eine profilierte Stellungnahme aus – schließlich ist die Evangelische Zentralstelle für Weltanschauungsfragen nicht ein neutrales Institut für Meinungsforschung, sondern eine Einrichtung der Evangelischen Kirche in Deutschland. „Stellungnahme“ sollte aber nicht zur Polemik oder zum Austeilen von Ketzerhüten entarten, sondern soll Hilfe zur theologischen Beurteilung bieten. Vor allem aber muß auch im publizistischen Umgang mit dem Andersdenkenden sichtbar bleiben, daß er als Mensch und Gesprächspartner ernst genommen und geachtet wird. Übrigens wurden interessanterweise die Wünsche nach reiner Sachinformation und nach theologischer Beurteilungshilfe nahezu gleichgewichtig genannt (514 und 475).

Diesen Äußerungen und Überlegungen soll künftig auf doppelte Weise noch besser Rechnung getragen werden. Zum einen werden sich die Mitglieder der Redaktion noch energischer an die klassische Journalistenregel halten, daß Nachricht und Kommentar zwei Paar Stiefel sind und für den Leser eindeutig unterscheidbar sein müssen. Zum anderen aber wird eine Rubrik „Dokumentation“ in den «Materialdienst» eingeführt, unter der Originaltexte usw. abgedruckt werden.

Besonders lebhaft war das Echo auf die Frage, welche Sachbereiche im «Materialdienst» überrepräsentiert und welche unterrepräsentiert seien. Allerdings gehen hier, bedingt durch die Verschiedenartigkeit der Standpunkte und Erwartungen, die Ansichten besonders weit auseinander. Sagen die einen, die inner- und außerkirchlichen Sondergruppen und „Sekten“, mit denen man es etwa in der pfarramtlichen Praxis vor Ort hauptsächlich zu tun habe, seien zu wenig berücksichtigt gegenüber allerlei Spielarten fernöstlicher Religion, so möchten andere gerade umgekehrt die Weltreligionen, vor allem auch das Judentum, stärker betont haben.

Ein eindeutiger Wunsch jedoch – und hier ist der «Materialdienst» in der Tat korrekturbedürftig – geht dahin, die großen geistigen und gesellschaftlichen Fragen unsrer Zeit in ihren religiösen und ideologischen Aspekten nachdrücklicher aufzugreifen. 46 Leser äußern sich in dieser Richtung, weitere 29 präzisieren ihr Votum: der Bereich des Marxismus und der ideologischen Auseinandersetzung in den sozialistischen Ländern Osteuropas solle mehr Gewicht erhalten.

In diesem Zusammenhang ist allerdings ein Mißverständnis zu klären. Eine große Gruppe von Lesern (44) vermissen die innerkirchlichen und ökumenischen Problemfelder im «Materialdienst». Das kann sich bis zu dem Vorwurf zuspitzen, er kritisiere eindeutig alle außerkirchlichen Gruppen und Strömungen, während die Kirche selbst völlig aus dem Spiel bleibe. „Es entsteht der Eindruck, als sei nur in Sekten und Sondergruppen Unheil, während die dekadenten Großkirchen überhaupt nicht in den Blick kommen.“

Diesen Eindruck zu erwecken lag gewiß nicht in unsrer Absicht. Gerade die Begegnung mit außerkirchlichen und außerchristlichen Denk- und Lebensformen macht selbstkritisch und kirchenkritisch. Denn man lernt, sich selbst und die Kirche auch mit den Augen der anderen zu sehen. Jedenfalls versuchen die Mitarbeiter der EZW durchaus, die Herausforderungen aufzugreifen, die ihnen da begegnen. Doch hat der «Materialdienst» den Blick bewußt stärker „nach außen“ gerichtet. Das entspricht dem Auftrag der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, über den es in ihrer Ordnung heißt: „Sie beobachtet die religiösen und weltanschaulichen Strömungen der Zeit . . .“ Es sind also Gründe der Arbeitsteilung und

-ökonomie, die es schwer machen, die innerkirchliche Situation stärker in den «Materialdienst» aufzunehmen (vgl. dazu MD 1974, S. 284 f). Gleichwohl ist die Erinnerung an die Gefahr kirchlicher Selbstgerechtigkeit heilsam.

Die Zusammensetzung der Leserschaft und ihr Umgang mit dem «Materialdienst» ist allerdings ganz erheblich „kirchenlastig“ Über die Hälfte, nämlich ungefähr 54 Prozent der Leser sind Pfarrer im Kirchendienst, freikirchliche Prediger oder Theologiestudenten. Von den annähernd 20 Prozent der nächsten Leserguppe, den Lehrern und Studienräten, sind ein großer Teil Religionslehrer, viele von ihnen Theologen. Diesem Bild entspricht die Verwertung des «Materialdienstes». Neben der persönlichen Information (702) wird er für den Unterricht (353), die Gemeindefarbeit (299) und seelsorgerliche Aufgaben (257) verwendet.

Gegenüber dieser kirchenamtlichen Phalanx sei jedoch nachdrücklich auf die qualifizierte Minderheit anderer Berufe hingewiesen: Kaufleute, Ingenieure, Staatsbeamte, Ärzte, Journalisten, Malerinnen, Bauern, Psychologen usw. Lesen den «Materialdienst»; die Rubrik „Diskussion im privaten Bereich“ wurde 305mal angekreuzt. Jedenfalls beabsichtigt die Redaktion keinesfalls, den «Materialdienst» zu einer theologischen Fachzeitschrift umzumodeln, wie es deren viele bereits gibt.

Die überwältigende Mehrheit der Leser kommt aus dem evangelischen, das heißt genauer dem landeskirchlichen (etwa 75 Prozent) und freikirchlichen (etwa 9 Prozent) Bereich. Es ist bisher nicht gelungen, eine größere katholische Leserschaft zu gewinnen. Auch hier ist zu sagen: eine kleine, qualifizierte Minderheit von Beziehern kommt aus dem Bereich der außerkirchlichen und außerchristlichen Gemeinschaften, gehört also zu den „Betroffenen“ Es wäre erfreulich, wenn gerade sie sich öfter bei der Redaktion zu Wort melden würden. Wir suchen das offene Gespräch.

Man soll die Ergebnisse solcher Umfragen nicht überbewerten. Wer sich daran beteiligt, hat von vornherein ein zumindest wohlwollendes Verhältnis zu der betreffenden Zeitschrift. Es bleibt die große Dunkelziffer der Schweigsamen. Die Redaktion kann wohl trotzdem mit einiger Ermutigung die *Konsequenzen* ziehen. *Eine davon, vielleicht die wichtigste, wird sein, das bisherige Profil nicht grundsätzlich zu ändern.* Es hat sich offensichtlich bewährt: immerhin notierten 40 Leser als das beste am «Materialdienst» dies, „daß es ihn überhaupt gibt“ Auch die redaktionelle Umgestaltung, die vor allem *eine größere Differenzierung der Informationsmöglichkeiten* bringen soll, hat dieses Ziel: das unverwechselbare Profil des «Materialdienstes» noch klarer zum Ausdruck zu bringen.

Vor fünf Jahren, als wir die Redaktion von Kirchenrat Dr. Hutten übernahmen, schrieben wir zum ersten Mal „in eigener Sache“. Dies ist das zweite Mal. Wir wiederholen die damals ausgesprochene „aufrichtige Bitte an die Leser, dem «Materialdienst» das bis jetzt erwiesene Interesse zu bewahren, seine Entwicklung mit kritischer Teilnahme zu begleiten und zu fördern und dadurch zu brauchbarer Qualität des Blattes nach Kräften beizutragen“. Heute können wir die Bitte mit dem Dank an viele Leser verbinden, daß sie ihr bis heute in so hohem Maße entsprochen haben.

Helmut Aichelin
Michael Mildenberger
Wilhelm Quenzer
Hans-Diether Reimer
Hannelore Schilling

Inner- und außerkirchliche Sondergruppen · Religionen · Weltanschauungsbewegungen · Ideologien

THEOSOPHIE

Theosophisches „Universalgebet“. (Letzter Bericht: 1976, S. 286) Das „Mantram der Einheit“ oder die „Universale Anrufung“, mit der alle internationalen Konventionen der «Theosophischen Gesellschaft (Adyar)» eröffnet werden, lautet:

„O verborgenes Leben, das in jedem Atome schwingt,

O verborgenes Licht, das in jedem Geschöpfe leuchtet,

O verborgene Liebe, die alles in Einheit umschließt,

Möge ein jeder, der sich eins fühlt mit Dir,

Erkennen, daß er darum eins mit jedem anderen ist“ (Adyar, 4/1976).

Diese Worte schrieb 1923 die Präsidentin der «TG (Adyar)», Annie Besant (1847–1933), auf Wunsch einiger Mitglieder. Über ihre Entstehung berichtet sie: „Ich schrieb . . . einige Zeilen zur täglichen Verwendung, morgens und abends, da ich mich nicht fähig fühlte, eine Meditation zu schreiben, wie ich gebeten worden war . . . Alles, was ich tun konnte, war, ein Thema dafür vorzuschlagen. Hier ist es, wie es sich selber sang. . . Diese Verse senden aufeinander folgende Wellen von Farbe aus, wenn sie rhythmisch intoniert oder gesungen werden, sei es mit der äußeren oder mit der inneren Stimme, und wenn Tausende diese in aufeinanderfolgende Richtungen aussenden würden, könnten wir eine sehr kraftvolle Wirkung auf die mentale Atmosphäre erreichen“ (a.a.O.).

Die drei Anfangszeilen erinnern an die „Triplizität der höchsten Wirklichkeit – Leben, Licht und Liebe“

Das allgegenwärtige „*verborgene Leben*“, das höchste Prinzip, liegt aller Schöpfung, jeglicher Manifestation des Geistigen zugrunde. Im Menschen ist das „*verborgene Leben*“ *Atma*, sein oberstes geistig-göttliches Prinzip, „das in unserer innersten Natur verborgen ist und das doch ebenso hier im Physischen gegenwärtig ist wie auf seiner eigenen Ebene“ (a.a.O.).

Sobald sich dies höchste Prinzip als die eine Wirklichkeit manifestiert und beginnt, bewußt zu werden, geht aus ihr das „*verborgene Licht*“ hervor. Im Menschen ist es *Buddhi*. „Dieses Licht muß die ganze Natur des Menschen durchleuchten, ein Licht, das ‚verborgen‘ ist, weil es für das Bewußtsein nichts Objektives, sondern das Wesen reinen Bewußtseins selbst ist“ (a.a.O.).

Der Polarität von Leben und Licht entspringt die „*verborgene Liebe*“, schöpferische Aktivität, die alle sich manifestierenden Elemente in universeller Gesetzmäßigkeit zusammenhält. Das dritte geistige Prinzip des Menschen, *Manas*, der „Verstand“ (mind), wendet sich dem Geoffenbarten zu. Normalerweise wird er – modifiziert und an niedere Wesensglieder gebunden – die Wirklichkeit „zerstückeln“. Ist er aber mit der schöpferischen Intuition von *Atma-Buddhi* verbunden, nimmt er „das Universum und alle Dinge wahr, wie sie wirklich sind“ (a.a.O.).

„Durch die Anrufung der dreifachen Natur der einen Wirklichkeit . vermögen wir einen hohen Yoga der Selbstverwirklichung zu vollführen. Unsere Aufmerksamkeit wird auf die sublimen Tatsache gelenkt, daß dem Menschen und dem Universum diese eine Wirklichkeit in ihrem dreifachen Aspekt von Leben,

Licht und Liebe zugrunde liegt; ihre Vergegenwärtigung gehört zwar zu einem Bereich jenseits der Psyche (mind), aber dadurch, daß wir sie anrufen, bringen wir diese Wirklichkeit in unmittelbares Gewahrsein, in unser mit dem Einen in Gleichklang und Harmonie gebrachtes Bewußtsein“ (a.a.O.). sch

BUDDHISMUS

Tagungen. (Letzter Bericht: 1976, S. 300) „Auf der Grundlage der Lehre“ möge sich „ein dem Europäer gemäßer Buddhismus entwickeln“ Denn „wenn eine Religion in einem anderen Lebenskreis Fuß fassen soll, muß sie sich diesem anpassen und das vorhandene Kulturgut mit einbeziehen. Doch so etwas muß langsam und natürlich wachsen.“ Diese Überzeugung brachten die Teilnehmer der diesjährigen Jahrestagung der *«Deutschen Buddhistischen Union»* zum Ausdruck, die am 18. September 1976 in Hamburg stattfand. Die Bemühung um einen „europäischen Buddhismus“, der das geistige und kulturelle Erbe des Abendlandes aufnimmt und ein Modell buddhistischen Lebens unter den Bedingungen einer westlichen Industriegesellschaft entwickelt, scheint ein Grundthema für den deutschen Buddhismus zu werden. So sucht er auch, wie unter anderem auf der Jahrestagung besprochen wurde, verstärkt die Begegnung mit christlichen Partnern.

Zur zweiten Tagung der *«Buddhistischen Union Europas»* trafen sich Delegierte aus England, Frankreich, Holland, der Schweiz und Deutschland Ende September im «Buddhistischen Kultur- und Meditationszentrum Scheibbs», das die österreichischen Buddhisten unter großem Einsatz in diesem Sommer eröffnet haben (vgl. MD 1975, S. 250 f).

Die europäische Dachorganisation, die hauptsächlich der gegenseitigen Kommunikation dienen soll, scheint sich allmählich zu konsolidieren. So konnten Ungarn und Schweden als neue Mitglieder, Polen und England als Beobachter aufgenommen werden.

Nicht nur in Deutschland und Europa, auch auf Weltebene trafen sich die Buddhisten dieses Jahr. Im Februar fand in Bangkok die 11. Generalkonferenz der *«World Fellowship of Buddhists»* statt, bei der gleichzeitig das 25jährige Bestehen dieser buddhistischen Weltorganisation gefeiert wurde. Neben den Jubiläumsfeierlichkeiten arbeiteten die Delegierten, bei denen – anders als auf christlichen Tagungen – die weiße Hautfarbe Seltenheitswert hatte, in sechs Komitees: Finanzen, Öffentlichkeitsarbeit, Dhammaduta („Mission“), humanitäre Tätigkeit, Einheit und Solidarität, Jugend. Die *«World Fellowship of Buddhists»*, präsiert von der thailändischen Prinzessin Poon Pismai Diskul, ist ein sehr loser Zusammenschluß des Weltbuddhismus. Die politischen Spannungen, denen auch er ausgesetzt ist, werden wenigstens angedeutet, wenn es in einem Bericht heißt: „Die Bedingungen für Lehre und Orden in Laos, Kambodscha und Südvietnam sollten für die nächsten zwei Jahre von neutraler Seite beobachtet“ werden. mi

«Bodhi Baum» – eine neue buddhistische Zeitschrift. Drei Nummern einer neuen Zeitschrift, die der österreichischen „Verein der Freunde des Buddhistischen Kultur- und Meditationszentrums Scheibbs“ herausgibt, liegen inzwischen vor (Vertrieb: Octopus Verlag Erich Skrleta, Breitenfurter Str. 487, A 1236 Wien). Der erste «Bodhi Baum» war im März 1976 erschienen.

Was zuerst ins Auge fällt, ist die Großzügigkeit in der Aufmachung und Graphik, zu der sich die Gestalter entschlossen haben.

Dem entspricht auch das inhaltliche Programm. Man will „die Dynamik der buddhistischen Lehre mit ihren vielen Wegen und Möglichkeiten heraustragen aus den esoterischen Zirkeln, hinausführen in die vorgeformte, zur Vermassung oder Isolierung zwingende Welt und hineinbringen in das von vielen Menschen nicht zu bewältigende Leben“ (1/76). «Bodhi Baum» will also, zumindest als Fernziel, die Schallmauer durchstoßen, die die kleine Minderheit des deutschsprachigen Buddhismus bisher daran gehindert hat, ihren Beitrag in die großen geistigen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen unsrer Zeit einzubringen. Ähnliches soll ja auch das «Buddhistische Kultur- und Meditationszentrum Scheibbs» in Niederösterreich erreichen.

Was ist Buddhismus? Auf zwei Hefte ist hinzuweisen, die beide von deutschen Buddhisten stammen und in ganz knapper Form, jeweils nur auf ein paar Seiten, für Interessierte eine erste Einführung in den Buddhismus geben wollen. Die «*Deutsche Buddhistische Union*» (Teinstücken 10 i, 2 Hamburg 54) hat „*Was ist Buddhismus?*“ neu gedruckt, die «*Altbuddhistische Gemein-*

Wird die Zeitschrift dieses große Programm einlösen können? Daß in der gegenwärtigen Situation eine qualifizierte buddhistische Zeitschrift eine Chance hat, breites Interesse zu finden, darüber besteht kein Zweifel. Das scheinen auch die Initiatoren zu spüren. So liegt es also in erster Linie am Format der Mitarbeiter, was daraus wird. In den ersten Nummern sind durchaus einige verheißungsvolle Anläufe zu registrieren.

Ein erhebliches Handikap ist allerdings bereits jetzt deutlich zu erkennen. «Bodhi Baum» „entstand in Zusammenarbeit mit der Buddhistischen Gemeinschaft Österreichs und versteht sich als Organ aller österreichischen Buddhisten“ So heißt es in Nummer 1/76. Lokales oder höchstens Regionales, das zwar die Buddhisten in Österreich, nicht aber unbedingt die „Welt“ interessiert, steht allzu sehr im Vordergrund. Das gilt auch von den Autoren, die bisher zu Wort kamen. Soll die Zeitschrift eine weitere Verbreitung finden, so muß die Redaktion eine bessere Balance zwischen der durchaus wichtigen „Bodenständigkeit“ und dem Anspruch auf allgemeines Gehör entwickeln.

Daß dies gelinge, ist den Herausgebern zu wünschen. Denn, wie ein Leser in Nummer 3/76 schreibt, „diese Richtung ist wirklich gut.“ mi

schaft» (Buddhistisches Haus Georg Grimm, 8919 Utting a. A.) hat eine „*Einführung in die Buddhalehre*“ von Max Hoppe herausgebracht.

Max Hoppe, in der Nachfolge seines Lehrers Georg Grimm, geht von der religiösen Situation zur Zeit Buddhas aus und entwickelt auf hohem sachlichen und begrifflichen Niveau die religionsphilosophischen Dimensionen des Bud-

dhismus. Das Gespräch mit der Religionswissenschaft und Theologie führend – Helmut von Glasenapp, Friedrich Heiler und Ernst Benz kommen zu Wort – und immer wieder religiöses beziehungsweise christliches Verständnis aufgreifend, versucht der Autor, den Buddhismus seinen Lesern als einen geistig und menschlich anspruchsvollen, aber gerade heute hilfreichen Weg nahezubringen. Allerdings, darin liegt die Grenze dieser „Einführung“, er verlangt viel Bereitschaft zum Mitdenken und setzt für eine Erstinformation fast zu viel voraus.

Die achtseitige Schrift der «Deutschen Buddhistischen Union», von ihrem Präsidenten *Max Glashoff* zusammengestellt, beschränkt sich auf das Allernotwendigste: ein paar historische Angaben, der

Der Tempel der Kalmücken in München. „Für viele Europäer unbekannt existiert seit den Nachkriegsjahren im Herzen Deutschlands ein buddhistischer Tempel der tibetisch-mongolischen Tradition. Er war von kalmückischen Mönchen und Laien eingerichtet worden, um der damals recht großen Zahl mongolischer Flüchtlinge aus Rußland als geistige Heimstätte zu dienen.“ So beschreibt ein Bericht in der «Octopus Information» Nr. 14/1976 den Ursprung des Tempels der Exilgruppe in München, die sich allerdings durch die Auswanderung vieler Kalmücken nach Amerika inzwischen erheblich verrin-

BEOBACHTUNGEN

„300 000 Besuche für mich selbst, 140 Besuche für Gott.“ In einem Fernsehinterview während seines Wahlkampfes sprach *Jimmy Carter*, der künftige Präsi-

den Hinweis auf die Grundlehre von den „vier edlen Wahrheiten“, eine etwas breiter entfaltete Darstellung des „achtfachen Pfads“, eine Liste von Büchern für solche, die weiterlesen wollen. Diese Informationen lassen etwas von der großen Klarheit und Einfachheit des Buddhawegs erkennen. Freilich fehlt ihnen in der bewußt gewählten Objektivität ein Schuß persönlichen Engagements, der das Heft Max Hoppes vielleicht für Neugierige und Suchende anziehender macht.

Beide Einführungen wären vielleicht von asiatischen Buddhisten, die in einer buddhistisch geprägten Kultur und Volksgemeinschaft leben, ganz anders geschrieben worden. Es ist der deutsche Buddhismus, der sich hier vorstellt.

mi

gert hat. Seine beste Zeit hatte er unter der Leitung von Gelong Lidsyi Agdshulov, als sich die Gemeinde auch für Deutsche öffnete und es gelang, die Verbindung zum Dalai Lama zu erneuern.

Vor drei Jahren starb Gelong Agdshulov. Seither ist der Tempel verwaist, sein Überleben unsicher. Dies um so mehr, als die früheren Barackenräume verlassen werden mußten und der Tempel heute äußerst beengt in einem Wohnblock untergebracht ist (Buddhistischer Tempel, Rubinstr. 14, 8 München 50). Nur noch an buddhistischen Feiertagen trifft sich dort eine kleine Gemeinde.

mi

dent der USA, „unbekümmert von seiner Wiedergeburt, seinem Glauben an Christus, seinen persönlichen Andachten, von Bibellesen und Morgen- und

Abendgebet und daß er ein Laienprediger der Südlichen Baptisten sei“. So berichtet «idea», der Informationsdienst der Evangelischen Allianz (15. November 1976).

Der Bund der Südlichen Baptisten ist, wie es weiter heißt, mit mehr als zwölf Millionen Mitgliedern „die größte protestantische Vereinigung in den USA“ Der Süden habe sich nach dem Bürgerkrieg „kulturell und theologisch“ vom Norden isoliert. „Während in den Zwanzigerjahren die Nördlichen Kirchen für das soziale Evangelium eintraten, und sich der sozialen Nöte der Armen in den Elendsvierteln der Großstädte annahmen, erreichten die Südlichen Baptisten weiterhin eine bedeutende Zunahme aus der wachsenden Mittelklasse und weißen Bevölkerung des Südens. Ihre Überzeugung in bezug auf persönliche Bekehrung, persönliche Sittlichkeit, sprach die Landbevölkerung an.“ Übrigens kommt der Evangelist Billy Graham ebenfalls vom Bund der Südlichen Baptisten her.

Wie Jimmy Carter seinen christlichen Glauben auffaßt, illustriert «idea» (25. 10. 1976) mit einigen Passagen aus einer Selbstdarstellung, die unter dem Titel „Das Beste geben“ im Verlag Brockhaus/Oncken erschienen ist. Carter erzählt:

„Eines Tages erhielt ich eine Einladung zu einem Vortrag in einer Gemeindegruppe des nahegelegenen Preston, Georgia, einem kleinen Ort mit etwa 300 Einwohnern (also etwa der Hälfte von Plains). Ich sollte über das Thema ‚Christlicher Zeugendienst‘ sprechen. Mein erster Gedanke war, die Leute dort hätten zweifellos von der großartigen Arbeit gehört, die ich in meiner eigenen Gemeinde tue.

Als ich mich in mein Arbeitszimmer begab, um meinen Vortrag über ‚Zeugen-

dienst‘ auszuarbeiten, war ich ganz mit mir zufrieden. Nachdem ich den Vortrag etwa zur Hälfte fertig hatte, beschloß ich, meine Zuhörer wirklich zu beeindrucken. Ich begann auszurechnen, wie viele einzelne Besuche ich für Gott gemacht hatte. Vierzehn Jahre war es her, seit ich von der Marine zurückgekehrt war, ich hatte pro Jahr durchschnittlich zwei Familien besucht, und wenn ich pro Familie von zwei Elternteilen und drei Kindern ausging, kam ich auf insgesamt 140 Leute! Stolz schrieb ich diese Zahl in mein Redemanuskript, das ich bis heute aufbewahrt habe.

Während ich mir noch selbst auf die Schulter klopfte, fiel mir plötzlich die Gouverneurswahl des Jahres 1966 ein. Wir mußten damals wie die Wilden arbeiten, um das Handicap des späten Starts wettzumachen. Ich schob alles zur Seite, was mir wichtig war – meine Farm, meine Familie, meine Hühnerhunde und meine Frau –, und versuchte 16 bis 18 Stunden pro Tag so viele georgianische Wähler wie nur eben möglich zu erreichen. Wir zogen kreuz und quer durchs Land, schüttelten Hände und sagten allen, was für ein wunderbarer Mann ich doch sei und warum sie mich wählen sollten. Am Ende der fast erfolgreichen Kampagne waren wir mehr als 300 000 Georgianern begegnet.

Dieser Vergleich schockierte mich – 300 000 Besuche innerhalb von drei Monaten für mich selbst, und 140 Besuche in vierzehn Jahren für Gott! Ich begann, mit neuem Interesse und aus einer neuen Perspektive die Bibel zu lesen und verstand auf einmal viel klarer die Warnungen vor Stolz und Selbstzufriedenheit. Ich las noch einmal das Gleichnis von dem Pharisäer, der in den Tempel kam. ... Zum ersten Mal erkannte ich, daß ich der Pharisäer war.“

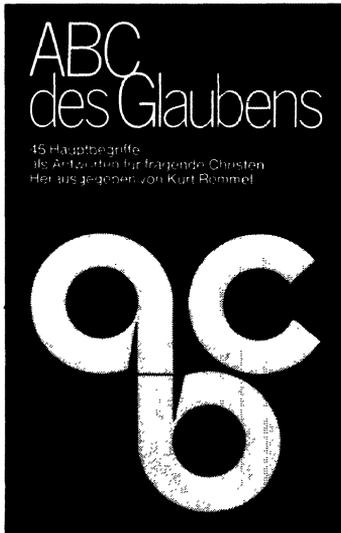
mi



Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

**Eine der großen
Zeitungen der Welt**



Quell Verlag
Stuttgart
DM 18.—

ABC des Glaubens —
45 Hauptbegriffe von
»Abendmahl« bis
»Zukunft«.

ABC des Glaubens —
erschließt Grundwissen,
ermöglicht neue Einsich-
ten und Erfahrungen,
gibt Anregungen zu
Gesprächen.

ABC des Glaubens —
die erweiterte Buchaus-
gabe der bekannten
Serie aus dem Evang.
Gemeindeblatt für

Württemberg. Jeder der 45 Stichwort-Artikel wurde in Gemeindekreisen besprochen, Leser setzten sich damit auseinander. Der Ertrag aus diesen Diskussionen wurde in die Buchausgabe eingebracht, ergänzt durch die Angabe von Bibelstellen und weiterführender Literatur.

ABC des Glaubens — ein aktuelles Nachschlagewerk für fragende Christen und ein praktisches Arbeitsbuch für die Gruppenarbeit in den Gemeinden.

Herausgegeben von Kurt Rommel unter Mitarbeit von rund 40 Gemeindepfarrern und Theologen.

Herausgegeben von der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen der EKD im Quell Verlag Stuttgart. — *Redaktion:* Pfarrer Helmut Aichelin (verantwortlich), Pfarrer Michael Mildenerger (geschäftsführend), Pfarrer Dr. Hans-Diether Reimer. *Anschrift:* Hölderlinplatz 2 A, 7 Stuttgart 1, Telefon 22 70 81. — *Verlag:* Quell Verlag und Buchhandlung der Evang. Gesellschaft in Stuttgart GmbH, Furtbachstraße 12 A, Postfach 897, 7 Stuttgart 1. *Kontonummer:* Landesgiro Stuttgart 2 036 340. *Verantwortlich für den Anzeigenteil:* Heinz Schanbacher. — *Bezugspreis:* jährlich DM 20,— einschließl. Mehrwertsteuer und Zustellgebühr. Einzelnummer DM 1,— zusätzlich Bearbeitungsgebühr für Einzelversand. — Alle Rechte vorbehalten. — Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evang. Presse. — *Druck:* Maisch & Queck, Gerlingen/Stuttgart.